

DANIEL H. RAPOPORT



ANTEIL
DES REDENS AN
DER AFFEN-
WERDUNG DES
MENSCHEN

Das Neue Berlin

und in diesem Wort schon scheint die Inthronisierung des Messbaren auf. Vom Hauptwort der »Substanz«, die ja wesentlich etwas Erfahrbares ist, geht die Verwandlung zur »Bewegung«, die etwas Messbares ist.

Dass natürlich die Natur nie beherrscht werden kann, dass der Mensch ihr unverlierbar angehört (und sie ihm), dass die Natur diesen Allmachtsphantasien immer wieder durch kleine und große Katastrophen ein deutlich vernehmbares »Kusch dich!« entgegenschleudern wird, dass die Natur auch im Innern des Menschen selbst ungezähmt und unberechenbar wie eh fortwütet, dass, kurz, dem Ganzen ein selbstvergessener Überschwang eignet, sei meinethalben eingeräumt. Adorno und Horkheimer fanden diesen Gedanken wichtig. Mir kommt er schlicht vor.

Die Rede vom Umschlag »Substanz« zu »Bewegung« ist wichtiger und bringt uns auf die rechte Fährte: Auch wenn dieser Umschlag mit der Moderne und dem sie begleitenden Menschentypus des Bürgers dramatisch befördert wurde, hatte er doch schon vordem statt. Im Grunde war schon immer der Fall, dass der Mensch Substanz in Bewegung, und die Natur, ihrem Wesen nach »das Unverfügbare«, in Verfügbares verwandelte. Die Verwandlung des Unverfügbaren in Verfügbares nun macht die Essenz des Unterschiedes zwischen Qualität und Quantität.

Oder doch zumindest eine Möglichkeit, diesen Unterschied aufzufassen. Denn es gibt, wie bei jedem philosophischen Begriff (bzw. Begriffspaar) auch bei diesem mehrere Möglichkeiten der Annäherung und Explikation. Wir wollen zwei Deutungsweisen wählen: Eine analytische und eine pragmatische; eine, die sich aus der Intention der Begriffe, und eine, die sich aus dem praktischen Tätigsein ergibt; und werden ferner finden, dass ein Zusammenhang zwischen beiden Bedeutungen besteht:

Qualität, so die analytische Deutung, sei jenes Spezifikum – jene nennbaren Eigenarten –, die ein Ding von anderen unterscheiden; sie sei als nie verschwindender, irreduzibler Unterschied verstanden, der eine Sache von anderen trennt und sie dadurch überhaupt erst weisbar macht. In gerade die andere Richtung zielt nun die Quantität: Sie nimmt, was gleichartig an den Dingen erscheint, um sie einander zuschlagen zu können.

Nicht deckungsgleich, aber immerhin in dieselben zwei Richtungen weisend, ist die philosophische Unterscheidung von Intension und Extension eines Begriffes; erstere hat mit seinen Qualitäten, letztere mit seinen Quantitäten zu tun.

Das mag alles sträflich verkürzt und unvollständig sein, aber den Gedanken zeigt es meines Dafürhaltens hinreichend an: Qualität verweist auf die Möglichkeit des Unterschiedmachens, Quantität auf die Möglichkeit des Gleichartigmachens.

Beides, sowohl das Unterschied-, als auch das Gleichartigmachen, müssen wir aber auch als geistige Operation verstehen. Worüber wir zum pragmatischen Verständnis von Qualität und Quantität geleitet sind: Die Fähigkeit zur Gleichartigmachung fällt wesentlich

in eins mit der Fähigkeit zur Verfügbarmachung. Auch wenn es zunächst nur als eine Operation des Verstandes erscheint, das Vielfältige zu einer Einheit zusammenzuziehen, nimmt sie das Entscheidende der tatsächlichen Praxis schon vorweg. Dieses Wesentliche besteht nämlich im Ignorieren der Eigenarten, im Absehen von den Unterschieden, kurz, im Vereinheitlichen – zu eben dem Zweck, eine Tätigkeit am Qualitativen ausüben zu können; um es in das Substrat einer Tätigkeit zu verwandeln; um es dieser Tätigkeit verfügbar zu machen. Das können einfache Tätigkeiten wie das Abzählen sein. Oder komplexe Tätigkeiten wie das Fördern von Öl oder Erz. Oder deren Umwandlung in Kunststoffe oder Mikroelektronik. Stets erfordert eine Tätigkeit, dass, was man ihr zuführt oder unterwirft, auf einheitliche Weise durch sie erfasst und beeinflusst werde – und dies ist genau der Prozess, bei dem Qualität in Quantität verwandelt wird!

Das ist die Verallgemeinerung von Marxens Schilderung, wie der Markt Erzeugnisse zu Waren macht, d.h. Gegenstände, an denen bei aller äußerlichen Unterschiedlichkeit (wie sich im Tausch erweist) etwas Gleichartiges ist. Jede Tätigkeit, ganz gleich was ihr konkreter Inhalt oder Sinn sei, zeichnet aus, dass sie die durch sie ergriffenen Gegenstände auf irgendeine Art gleichartig und im Übrigen auch erst zu den Gegenständen macht, als die sie in dieser Tätigkeit aufscheinen. Allein der Fakt, dass Tätigkeiten zielgerichtet sind und einen Zweck verfolgen, weist darauf hin, dass sie eine Art vereinheitlichte (und vereinheitlichende) Operation darstellen. Der Zweck, jenes spezifische Ursache-Wirkungs-Verhältnis, das erst mit der Entstehung des Lebens in die Welt trat und die wesentliche Kategorie des Lebens ist, der Zweck ist letztlich nichts anderes als die Bezeichnung der Fähigkeit des Lebens, einen vereinheitlichenden Zugriff auf die Welt zu haben. Tätigkeiten und Zwecke sind die spezifischen Schnittstellen der Biologie. Durch sie werden Stoffwechsel und Fortpflanzung ermöglicht. So weit und äußerst knapp von der naturphilosophischen Weiterung dieses Betrachts und dem tieferen Verständnis jener Prozesse, die wir gewohnt sind, »Tätigkeit« zu heißen.

Dem Messfieber also, um mit unseren überfeinerten Begriffen neu anzusetzen, dem Messfieber liegt eine grundlegende praktische Operation zugrunde: die nämlich der Aneignung (Verfügbarmachung). – Aha! Da wähen sich zumindest Marxist & Hegelianer endlich auf sicherem Grunde! – Damit soll auch bedeutet sein, dass »Aneignung« an sich nichts Verdammenswürdiges ist. Die Umwandlung von Qualität in Quantität ist schon dem Tier notwendig, und wie viel notwendiger erst dem Menschen! Ich bemerke das mit Seitenblick auf jene emanzipatorischen Träumer, die jegliche Herrschaft, jegliche Aneignung und Verfügbarmachung der Natur moralisch verdammen und sich einen reinen, naturversöhnten Menschen wünschen. Es ist, muss man kalauern, die Natur des Menschen, dass er sich Natur immer aneignen wird, um sie zu beherrschen. Daraus folgt natürlich auch eine spezielle Verantwortung. Kritikwürdig ist nicht, dass er (wie letztlich jedes

Lebewesen) von der Aneignung lebt; kritikwürdig ist lediglich ihre Verabsolutierung und vor allem die Naivität, sie käme ohne Kosten daher.

Die Kosten, reden wir endlich über die Kosten! Wir wollten ja wissen, was bei Vollzug der Aneignung eigentlich verloren ginge: Ganz einfach, die Qualität. Wir müssen, was die Qualität ausmacht – die Unterschiede –, zu einem gewissen Grade unterschlagen, wenn wir sie in eine Quantität verwandeln, i.e. verfügbar machen, aneignen. Oft fällt der Verlust gar nicht weiter ins Gewicht oder wird durch die Vorteile der Verfügbarmachung bei Weitem aufgewogen. Manchmal kann der Gewinn der Aneignung den Verlust der Qualität jedoch nicht mehr begleichen. Dann zerstören wir in der Aneignung genau dasjenige, dessen wir eigentlich habhaft werden wollten.

Den Löwenanteil aller Aneignung vollzieht der Mensch durch Arbeit. Indem er arbeitet, richtet der Mensch die Natur zu und sich in ihr ein, unterwirft er sie seinen Zwecken und formt sie in Gegenstände, Stoff- und Energieströme zu seinem Nutzen und nach seinem Belieben um. Er stellt eine Art ökologischer Nische her – die Zivilisation, die (mit Hutchinson gesprochen) gleichzeitig seine Selbstrealisierung ist, und eignet sich also nicht nur die ihm äußere, sondern auch seine innere Natur an. – Da sind wir doch eigentlich recht stracks wieder auf das Bewerbungsproblem zurückgekommen, auf die philosophische Ursache nämlich der entmenschten, trostlosen Sprache von Bewerbungsschreiben, des ihr zugrundeliegenden Geheimnisses: Dass einer sich – seine Natur, das eigentlich Unverfügbare an einem Menschen! – der Aneignung preisgibt, dass er seine Qualität als ein Messbares formulieren will, dass er sich von einem Subjekt in ein Objekt zu verwandeln trachtet. All das geschieht in dem einfachen Prozess der Arbeit, genauer, des Einspeisens der Person als Arbeitskraft – als Bewerbling – in den Arbeitsprozess, der gleichzeitig jene Tätigkeit, jener Prozess seiner Objektwerdung und seiner Quantifizierung ist. Um den Preis offensichtlich, sich selbst zu verleugnen und letztlich zu verlieren. Um den Preis, will mir scheinen, des Wesentlichen, dessen nämlich, was ihn, eben jenen speziellen Menschen, ausmacht. In der Arbeit, kann man sagen, findet und verliert sich der Mensch zugleich, erschafft er und zerstört er sich – findet er auch und verliert er seine Würde. Denn was beträfe diese Würde intimer als seine Qualität, die, wir entsinnen uns, das Spezifikum ist, das jeden einzelnen Menschen auszeichnet und ihn unterscheidbar und weisbar macht?

Es hat, will ich noch einmal betonen, weniger mit dem Kapitalismus als mit der Arbeit überhaupt zu tun. Wenn richtig ist, dass der Mensch das werkzeugmachende Tier ist und Werkzeug nichts anderes bezeichnet als das spezifisch Menschliche der Tätigkeit, die wir Arbeit nennen, wenn also der Mensch sein Menschsein durch – werkzeugvermittelte – Arbeit realisiert, dann liegt das Problem der Verfügbarmachung seiner inneren Natur (= Umwandlung seiner Qualität in Quantität) in eben diesem Prozess des Menschseins selbst; dann sind das Bewerbungsproblem im Speziellen wie auch das Messfieber im Allgemeinen

Symptome seines Menschseins.

Was tun?

Well. (Well, well, well.) Niederschmetternde Worte. Es klingt wenig ermutigend. Solange der Mensch fortfährt, Mensch zu sein, scheint aus den obigen Zeilen zu folgern, solange wird sich nichts an der peinigenen und trostlosen Situation der Bewerbung ändern lassen, ja, steht sogar zu befürchten, dass die Situation sich noch verschlimmern wird: Immer mehr Menschen bevölkern den Planeten, während immer weniger künftig noch in produzierenden und wertschöpfenden Prozessen benötigt werden. Also wird der Druck, die Tendenz zur Quantifizierung der Qualität in Zukunft noch anwachsen.

Realistisch besehen ist das Messfieber eine Erkrankung des Geistes, die jedoch – wie jedweder Irrsinn – eine materielle Grundlage hat. Solche Geisteskrankheiten gehen nicht einfach weg. Sie zu besiegen muss zunächst überhaupt ein Leidensdruck herrschen und ein Bewusstsein des Siechseins überhaupt. Sodann muss aus dem Leidensdruck ein Wille erwachsen, sich des Wahnsinns zu entschlagen. Und danach geht es überhaupt erst los: in therapeutischen Serpentinien. Mit Rückschlägen und Fehlgängen ist zu rechnen. Ankunftszeit und -ort bleiben ungewiss. Das sagt die Erfahrung, und so wird es denn wohl auch gehen. Man rechne mit ungeheuren Wegeszeiten und verproviantiere sich nicht zu knapp!

Immerhin will ich ein paar Hinweise geben. Kann sein, ich weise in die falsche Richtung; was weiß denn ich? Ich stelle mich nur auf die Zehenspitzen meines Verstandes, viel mehr kann ich nicht tun. Es kommt aber wie bei allen lebenskomplexen Problemen – wir entsinnen uns – weniger darauf an, die richtige Strategie zur Hand zu haben. Es kömmt drauf an, einen Willen zum Problem zu entwickeln.

Kommen wir also, indem wir, was da an Problemen auf die Weide getrieben ward, nun wohlgemäset wieder zusammentreiben, an unsere Konklusio: Zuerst vielleicht dies, dass ich selbstverständlich nicht, an keiner Stelle, nirgends dazu aufrief, das Bewerbungsproblem nicht in Angriff zu nehmen. Natürlich muss man entscheiden. Am Ende wirft man mir noch vor, ich würde eine Welt ohne Entscheidungen propagieren! So einen Blödsinn mag vertreten, wer will. Ich bestehe natürlich, wie jeder Mensch von Sinnen, darauf, dass eine Entscheidung getroffen sein will – in Bewerbungsdingen wie in Lebensdingen. Lebensphilosophien, die so lange wie möglich im Konjunktiv verharren möchten, sind mir suspekt. Denen halte ich das alte Diktum entgegen, dass auch wer im Konjunktiv lebt, doch letztlich im Indikativ sterben müsse. Dass, mit anderen Worten, durchaus Sachzwänge und Zeitnöte existieren, dass man entscheiden (und Fehler machen) muss, dass man letztlich nur im Indikativ wächst und sich entfaltet.

Kein Aber also wider das Entscheiden selbst. Es knüpft sich nur eben eine Reihe von Einschränkungen und Kritiken an der statthabenden Praxis an: Erstens den immensen Aufwand betreffend, den wir in diesen Dingen treiben. Wir haben gesehen, dass lebenskomplexe Probleme Entscheidungssituationen markieren, für die es keine Möglichkeit gibt, Strategien zu entwickeln und zu testen. Also ist jede halbwegs vernünftige Strategie viabel. Daraus folgt: Man entprofessionalisiere diese Bereiche schleunig! Die Schaffung unnötigen Expertentums, wo es keinen Experten geben kann, hat überhaupt keinen Sinn. Es lässt sich nicht nachweisen, welchen Aufwand man auch immer treibe, dass Professionalisierung und Standardisierung diese Entscheidungssituationen handhabbarer machen oder bei der Entscheidung selbst Vorteile bringen. Im Gegenteil, der erhöhte Aufwand erzeugt seinerseits ganz unsinnige Probleme und Nöte. Die verschleuderten Energien gehen ja nicht zu irgendeinem imaginären Fenster hinaus, sondern wirken in der Gesellschaft fort – sie erzeugen schlechtes Deutsch, sie verschwenden der Beteiligten Lebenszeit, sie veranlassen die freudlosesten und blödsinnigsten Wettbewerbe, kurz, sie bringen gewaltige Mengen Hohlheit und taubes Gestein in eine Gesellschaft, die ohnehin nicht eben reich mit Fundstellen für den Lebenssinn und -fülle gesegnet ist.

Konkret, auf das Bewerbungsproblem angewandt: Es ist genauso gut wie irgendwas, ein kurzes Gespräch mit dem Bewerber zu halten. Es reicht völlig, dass er seinen Wunsch, eingestellt zu werden, vorbringe. Dabei kann man beiläufig abverlangen, was man an Vorabinformation zu erhalten wünscht: Zeugnisse, tabellarischer Lebenslauf, Kontakt zu bisherigen Arbeitsstellen; was immer man für die Bildung eines Vorurteils als sinnvoll erachtet. Der Rest ist Erfahrung, Menschenkenntnis, Bauch-Heuristik (die ja auch geübt sein will) und gemeinsames Beratschlagen. And that's it! Keine Anschreiben, keine Empfehlungsschreiben, keine blöden Standardfragen («Wo sehen Sie sich in fünf Jahren?»), keine Vereinheitlichung der Situation. Man bringe sich wechselseitig entgegen, was da Wertschätzung heißt. Im Übrigen lässt man den ekelhaft professionalisierten, uneigentlichen Umgang miteinander.

Das alles lässt sich verallgemeinern zu der Forderung, die Messindustrie zu entprofessionalisieren (i.e. abzuschaffen, meinethalben peu a peu) und zu dem Rufe, zur Heuristik eigener Lebenserfahrungen zurückzukehren, sie zu stärken und zu fördern. Denn wenn man ehrlich ist, bleibt diese Heuristik doch sowieso im Hintergrunde wirksam. Wir akzeptieren ja gar keine Entscheidungen, die ihr streng zuwider laufen. Kein Mensch würde sich von einem Personaler einen Bewerbling einhelfen lassen, von dem er selbst nicht auch einen halbwegs guten Eindruck hat. Das Ganze kocht sich am Ende immer wieder auf Menschenmaß ein und könnte genauso gut auch in der Zwischenzeit auf diesem Niveau gehandhabt werden.